

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 2.

Berlin, Mittwoch den 4. Januar

1843.

### Schweiz.

Simonde de Sismondi, als Geschichtsschreiber.

Genf, aus dessen Schoße so viele in der Französischen Literatur und Politik berühmte Männer und Frauen, die daselbst theils geboren, theils erzogen wurden, hervorgingen, — wir wollen hier nur flüchtig J. J. Rousseau, Keder, Frau v. Staël, Mad. Keder de Saussure, Benjamin Constant, Guizot und zuletzt den am 25. Juni v. J. verstorbenen Sismondi \*) nennen, — Genf hat zu jeder Zeit vermöge seiner Lage und der Intensität seines politischen und religiösen Lebens eine bedeutende Rolle gespielt und alle Zweige der Industrie, des Handels, der Wissenschaften, der Literatur und schönen Künste mit Erfolg ausgebeutet. Als Gränzstadt zwischen mehreren Staaten hat es immer auf seiner Hut seyn müssen; es hat gegen seine Nachbarn seine Freiheit verteidigt und durch seine Weisheit, die ein besserer Schutz ist als seine besoldete Garde, sich die Achtung der Welt zu verschaffen gewußt. Aber Genf hat sich nicht immer bloß auf die Defensiv beschränkt. Seine Lage geschickt benutzend, hat es durch seinen Geschäftsgeist alle Länder sich zinspflichtig zu machen verstanden. Der Osten und Westen, der Süden und Norden empfangen die Produkte seiner Industrie. Reisende aus der alten und neuen Welt begegnen sich in seinen Mauern, lassen sich auf seinen Plätzen nieder, führen Gold und Ideen ein und nehmen die Achtung vor dem Namen „Genf“ mit sich. Genf sendet zu allen Nationen Verteidiger seiner Interessen und Herolde seines Ruhmes. Seine Gesandten sind Staatsmänner, politische Schriftsteller, Beisitzer, Gelehrte, Geistliche, Gewerbetreibende, Künstler, Prinzen-Erzieher, Lehrer, Handlungsdiener und Kaufleute; und trotz dieses scheinbaren Kosmopolitismus ist in der Fremde Niemand patriotischer als der Genfer. Diese mannigfache Verührung mit anderen Völkern ist noch nicht Alles; man darf nur die Genfer Familien mit Französischen, Deutschen, Savoyardischen, Italiänischen, Schweizerischen und mit Genfer Namen nennen hören, um sich zu überzeugen, daß die verschiedensten Elemente eine der am stärksten ausgeprägten Nationalitäten gebildet und das Gefühl des nationalen Ichs am deutlichsten entwickelt haben.

Der Staats-Organismus hat viel dazu beigetragen, die Lebendigkeit und Regsamkeit des Geistes der Genfer zu nähren. Die republikanische Form giebt den Bürgern das Recht, die Fragen des öffentlichen Lebens in den gesetzgebenden Versammlungen und in den Klubs, und in Zeiten der Aufregung sogar auf den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen zu erörtern. Das aristokratische Element scheint sich in Genf erhalten zu haben, um den Kampf und die Regsamkeit des Volkslebens zu schüren. Genf, das republikanisch und gewerbsleißig ist, hat beständig an die Intelligenz und die Thätigkeit seiner Bevölkerung appellirt. Seine Bevölkerung fühlt ein allgemeines Bedürfnis nach Unterricht und Wissenschaft.

Aus diesem Grunde haben die Regierung und die Individuen, die Politiker und die Spekulantent ihre Blicke nach allen Seiten wenden, in der Nähe und Ferne beobachten, ihre Aufmerksamkeit auf die praktische Seite des Lebens richten, ihre Gedanken auf die Politik lenken, die Wahrheit um ihres Ruhens, die Wissenschaft um ihrer Anwendungen willen lieben und die handgreiflichen Interessen des Lebens besser als die uneigennütigen Entzückungen einer in sich selbst konzentrierten Seele begreifen müssen. Daher haben in Genf zwei Beschäftigungen des Geistes eine nicht so günstige Aufnahme gefunden, als die sozialen und Naturwissenschaften und als die historische und polemische Literatur und die Rhetorik: nämlich Poesie und philosophische Speculation.

Diese kurze Charakteristik der geistigen Nationalität der Genfer glaubten wir vorausschicken zu müssen, ehe wir uns zu Sismondi wandten, dessen zahlreiche historische Schriften wir hier in der Kürze aus allgemeinen Gesichtspunkten beurtheilen.

Wir wollen Sismondi hier bloß als Geschichtsschreiber betrachten. Die historischen Compositionen bilden den umfangreichsten und zugleich den wichtigsten Theil seiner Werke, sein größtes Verdienst in den Augen der Gegenwart und der Nachwelt. Es wird nicht unzweckmäßig seyn, die Titel dieser Schriften anzuführen:

Histoire des républiques italiennes du moyen-âge, 16 Vol. Paris 1809—1818. (Geschichte der Italiänischen Freistaaten des Mittelalters.)

Histoire des Français, 29 Vol. Paris 1821—1842. (Geschichte der Franzosen), noch unvollendet.

\*) Ueber sein Leben vergl. das Magazin Nr. 87 S. 245 v. J. 1842.

Histoire de la Renaissance de la liberté en Italie, 2 Vol. Paris 1832. (Geschichte der Wiedergeburt der Freiheit in Italien.)

Histoire de la chute de l'empire romain et du déclin de la civilisation, 2 Vol. Paris 1835. (Geschichte der Auflösung des Römischen Reichs und des Verfalls der Civilisation der alten Welt, verdeutschelt von Wisl. Ad. Lindau. Leipzig 1836.)

In diese Kategorie ist auch ein historischer Roman zu rechnen, der eine Schilderung Galliens im Dien Jahrhundert enthält:

Julia Severa ou l'an 492; 3 Vol. Paris 1822. (Julia Severa oder das Jahr 492; übersetzt von W. Müller, Leipzig 1822, 2 Bde.)

Wenn man einen Geschichtsschreiber synthetisch beurtheilt, so richtet man seine Aufmerksamkeit zuerst auf seine Prinzipien; diese müssen der Untersuchung der Thatfachen und der Composition vorangehen: sie müssen den Geist des Forschers nach allen oder wenigstens nach einigen Seiten einer nationalen Existenz lenken.

Nach unserem Geschichtsschreiber ist eine Nation eine Gesellschaft von Menschen, die unter einer Regierung vereinigt sind. Nur die Regierung macht fast allen Unterschied der Nationen aus; auf die Natur oder auf eine erste Ursache kommt dabei wenig an. „Von der Natur ist Allen Alles gegeben“, so lesen wir in der Einleitung zur Geschichte der Italiänischen Freistaaten, S. 1, „während die Regierung in den Menschen, die ihr unterworfen sind, die Eigenschaften, welche das Erbtheil der Menschengattung bilden, erhält oder zerstört. Die Regierung ist unter den Ursachen des Charakters der Völker die wirksamste; die Tugenden oder die Laster der Nationen, ihre Energie oder ihre Verweichlichung, ihre Talente, ihre Kenntnisse oder ihre Unwissenheit sind fast niemals die Wirkungen des Klima's oder die Attribute einer einzelnen Race, sondern das Werk der Geseze.“ Diese Ansichten wenden auf die Völker die Geschichte der von Condillac erdachten Bildsäule an: die Seele, welche die Bildsäule, ich kann nicht sagen belebt, sondern bewohnt, ist fast nichts; es ist nicht einmal eine Kraft, sondern eine reine Receptivität im Zustande der Substanz, aus der man mit Hilfe der Sensationen nach und nach etwas macht. Wir sehen hierin eine Emanation der Genfer Philosophie, eines modifizirten Zweiges der Philosophie, der Philosophie eines Volkes, das nur äußere Phänomene beobachtet. Eine andere Philosophie, die mit dem Schweizer Geschichtsschreiber in näherer Beziehung steht, würde seinen Geist bestimmen, auf die angeborene Individualität eines Volkes, auf seinen urfrümglichen Charakter, der mit dem Boden, auf dem es lebt, mit der Luft, die es athmet, mit der ganzen Natur, die es umgiebt, ein harmonisches Ganzes bildet, zurückzugehen. Seelen und Völker sind verschieden, erstens durch ihr Seyn, zweitens durch die Erziehung; die Regierungen sind nicht die Schöpfer der Völker, sondern die Erzieher derselben. Beobachtet zwei Brüder, die in denselben Verhältnissen leben, und die Frage ist gelöst. Der von Sismondi ausgedrückte Gedanke enthält viel Wahres, wenn er in engere Gränzen eingeschlossen wird; soll er aber als absolut gelten, so kann ich ihn nicht unterschreiben: ich leugne zwar nicht die Erziehung; aber ich könnte nie die Natur leugnen. Die ursprünglichen Unterschiede der Race und des Charakters zwischen den Völkern entdecken, ihre Combination und ihre Resultate studiren, der Erziehung Schritt vor Schritt folgen, welche jedes Volk von der Regierung und von anderen äußeren Einflüssen empfängt, so das organische Prinzip jeder Nationalität und ihr inneres Gesez auffuchen und es in seinen Beziehungen zu den allgemeinen Gesezen der menschlichen Natur und der Sozabilität betrachten, das ist, glaube ich, das Amt des philosophischen Geschichtsschreibers und die Quelle der großen Lehren der Geschichte. Durch die Erfahrung bereichert und durch das Alter reifer geworden, hat sich Sismondi später diesem Gesichtspunkte genähert.

In der Darstellung nationaler Thätigkeit und sozialer Interessen ist er ausgezeichnet. Hier flößt er uns Vertrauen ein durch sein besonnenes Urtheil. Die Richtigkeit seines Urtheils, womit er die wesentlichen Verhältnisse der Dinge zu einander auffaßt und das Wahre von dem Scheinbaren zu sichten weiß; die Sicherheit, mit welcher er Alles entdeckt, was zum Ziele führt; die Genauigkeit, mit welcher er Alles in sein wahres Licht stellt, mit einem Wort, sein klarer Verstand setzt den Leser in Erstaunen.

Diese Eigenschaft zeigt sich auch in den fundamentalen Gesichtspunkten des Geschichtsschreibers. Als Hauptgegenstand der Geschichte stellt er uns zuerst das Volk dar. Die Regierung, der er in dem Schicksale der Nationen mit Recht eine sehr große Rolle erteilt, müßte für das Volk, und nicht für sich allein da seyn, und fast immer sieht man, daß gerade das Gegentheil den Stoff der Geschichte bildet. Das größte Gut der Völker oder vielmehr die

Bedingung eines jeden Gutes ist die Freiheit, die Atmosphäre, der Mittelpunkt, das Element der menschlichen Vervollkommnungsfähigkeit, in welchem die Nationen leben und sich entwickeln. Die Geschichte der Freiheit ist also der wesentliche Gegenstand der historischen Forschung. So dachte auch Sismondi. Er verweilt nicht bei jenen Konvulsionen, welche die Volksfreiheit nicht befördern; er wendet daher seine Augen von den fünf Jahrhunderten weg, welche dem Entstehen der Italanischen Freistaaten vorausgehen und welche uns nur durch ihre Kriege, ihre nutzlosen Revolutionen und durch die Namen ihrer Leiter und Fürsten bekannt sind. Die „Chroniken“, sagt er, „zeigen uns keinesweges das Volk; aus ihnen können wir nicht über seine Sitten und über die Entwicklung seiner Fähigkeiten urtheilen. Bei der Beschreibung der Zeit Hugo's, des Grafen oder Herzogs von Provence, dem die Italiäner die Krone angeboten hatten und dessen Regierung (926—947) sehr despotisch war, hat Sismondi nach dem Schicksal des Volkes gefragt und zur Antwort nur ein gleichgültiges Stillschweigen erhalten: „Der einzige Stand der Nation, dessen Klagen man uns nicht erzählt, ist das Volk; nicht, daß der Tyrann es mehr geschont hätte, als die anderen, sondern weil man seine Leiden für zu unwichtig hielt, als daß die Geschichtsschreiber es für nöthig gefunden hätten, dieselben für die Nachwelt aufzuzeichnen.“ In der Geschichte der großen Revolutionen Frankreichs sucht er nach dem Einflusse derselben auf die National-Verfassung und auf die Sitten des Volkes. Derselbe Geist offenbart sich in der „Geschichte der Franzosen“, in der „Geschichte der Wiedergeburt der Freiheit in Italien“, in der „des Verfalls des Römischen Reiches“. „Man will nicht“, sagt er, „die Geschichte der Länder, sondern die Geschichte der Völker kennen lernen; sie fängt mit dem Lebensprinzip, mit dem die Nationen belebenden Geiste an.“ Man möchte manchmal wünschen, daß das psychologische Interesse noch deutlicher ausgedrückt, und daß das Volk uns mehr unter dem Gesichtspunkte der Seele, der inneren Entwicklung der menschlichen Natur dargestellt wäre. Die Idee, welche Sismondi in der ersten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit beständig durchblicken läßt, ist die des Glückes; das ist zwar viel, aber es giebt noch etwas Höheres als das Glück, und dies ist für die Nationen, wie für das Individuum, die Quelle eines dauerhaften Glückes. Unser Geschichtsschreiber wird es uns bald selbst sagen. Aber die Sympathie seines Herzens und Geistes für das Glück des Volkes kommt aus einer edlen Seele und entlockt ihm die rührenden Worte:

„Das Glück“, sagt er, „ist so zerbrechlich und so selten, daß keine Anstalt es dem Menschen auf immer sichern kann. Wenn ein großes Unglück eine freie Nation trifft, wenn eine Pest ganze Menschengeschlechter hinwegrafft, wenn ein verheerender Krieg die Quellen des Staates erschöpft, wenn die Erde ihre Produkte verweigert, wenn der Handel erschläft, wenn die Fabriken stillstehen, da kann das allgemeine Leiden eine väterliche Regierung umstürzen, eine Regierung, deren ganze Gewalt in der Liebe derjenigen besteht, die ihr gehorchen, und die sich nur so lange aufrecht erhalten kann, als jene glücklich sind. Aber eine Tyrannei wird mitten unter den allgemeinen Leiden stark.“ (Gesch. der Italan. Freist. I, 3.)

Wir würden unseren Gedanken sehr schlecht ausgedrückt haben, wenn es scheinen könnte, als ob wir den moralischen Charakter der Werke Sismondi's nur einen Augenblick besprochen hätten. Die Moralprinzipien standen zu sehr mit der Vernunft, dem Gewissen und dem Leben dieses ausgezeichneten Mannes in Harmonie, als daß er sie bei der Ausarbeitung seiner Schriften hätte aus den Augen verlieren können. Wenn wir den Gang des Geschichtsschreibers während seiner langen und fruchtbaren schriftstellerischen Laufbahn genau beobachtet haben, so scheint er uns in der Jugend mehr Dekonomist und im reiferen Alter mehr Moralist gewesen zu seyn. Aber seine sämtlichen Schriften stellen ihn uns als den moralischsten Geschichtsschreiber unserer Zeit dar; die Moral liefert ihm nicht bloß den Gedanken, eine Waare, die in der heutigen literarischen Industrie sehr selten ist; sie ist das Leben seiner Seele, ein Gesetz für sein Talent, weil sie das höchste Gesetz des menschlichen Geschlechts ist. Man findet sie auf jeder Seite seiner Schriften. Seit Tacitus hat es keinen Geschichtsschreiber gegeben, der ernstere moralische Lehren mit mehr Würde und Nachdruck aufgestellt hat. (Fortsetzung folgt.)

## Frankreich.

### Der Geist der nordischen Literaturen.

(Schluß.)

Als Dante in die christliche Hölle niedersteigt, wo auf dem schwarzen Gewölbe sich die leuchtenden Schatten Francesca's und ihres Freundes abspiegeln, welches ist da seine Sprache? Weit entfernt, sich wie Byron oder Goethe bitterer Reue oder verzweifelnder Schwermuth hinzugeben, legt er vielmehr Francesca die Worte in den Mund: „Diese Form hat mein Unglück verschuldet!“ Die Liebe, die irdische Liebe, das Gefühl für Formenschönheit, ein plastischer Gedanke erfüllen die leidende Seele. Francesca sagt ebenfalls: „Ich bin traurig und verzweiflungsvoll, aber dennoch etwas gekostet, weil ich ewig in dieser Finsterniß umherwandeln muß, und weil er immer bei mir seyn wird.“ Also die Liebe, der Glaube, alle Ideen und Anschauungen des Südens dringen in die Hölle Dante's. Wenn die südlichen Stämme den Glauben und die Liebe aufgeben, so versinken sie in frivole Ironie, in leichtfertige Vergnügungssucht. Sie sind nicht rauh und ausdauernd wie die Stämme des Nordens; sie suchen nicht das Leben und den Tod zu ergründen; sie gehen nicht der Prüfung entgegen und schreiten nicht bis zum Zweifel vor; sie fürchten die Ironie.

Als Italien sein großes Geschick erfüllt hätte, da kam noch ein geistreicher Mann, der sich versucht fühlte, zu zweifeln; aber er blieb auf der Schwelle des Zweifels stehen. Dieser Mann war Ariost, ein großer Poet, der nicht ernst seyn konnte. Die Negation und der Ueberdruß führten ihn nicht zur Tiefe und Traurigkeit. Er konnte sich über keine Lüge ereifern und für keine Realität schwärmen; aber über alle lügenhafte Realitäten und wirkliche Lügen lächelnd, bildete er aus leichten und lustigen Bildern den Regenbogen seiner Poesie. Auch er stand dem Verfall der ritterlichen Größe gegenüber, aber er lächelte und zog nicht wie Shakspeare und Baco die letzten Schlussfolgerungen aus diesen Prämissen. Auch Cervantes, dieser große südliche Geist, wagte nicht zu zweifeln. Alles, was die vergangenen Jahrhunderte für edel, groß und ehrenwerth gehalten hatten, machte er lächerlich; aber er ist nicht bitter, und sein Spott ist noch voller Ehrfurcht.

Einer der feinsten, sanftesten, schwermuthvollsten Geister dieser Welt, Tasso, der in eine Zeit fiel, wo Italien nicht glauben wollte, fühlte sein Herz in seiner Brust ermatten und wurde von einer so tiefen Schwermuth ergriffen, daß seine Zeitgenossen ihn für toll hielten, aber er schritt nicht bis zur Prüfung vor. Seine Krankheit brachte ihn bis zu jener raisonnirenden Verzweiflung, jenem unheilbaren und logischen Schmerz, den wir an Byron bewundern. Solche bittere Laute, die nicht elegisch sind, sondern die geradezu zur Negation Gottes, der Welt und seiner selbst führen, strömten nie aus der Seele Tasso's.

Die Aufgabe des südlichen Geistes ist also die Initiative. Er beginnt und schafft, weil er liebt. Die besondere Aufgabe des nördlichen Geistes ist die Prüfung, der Zweifel, die Ironie. Er vollendet, ergänzt und zerstört endlich. Nicht etwa als ob der Geist des Nordens weniger aufrichtig wäre als der des Südens; ganz im Gegentheil. Der Süden glaubt blindlings; er glaubt, weil er liebt. Sobald er seinen Irrthum gewahr wird, sinkt er in sich selbst zusammen, verfällt er in ein gewisses wollüstiges Schwächeln, bis der Tod ihn ergreift. Der Norden ist ganz anders: er will glauben, aber er will nicht eher glauben, als bis er geprüft hat. Seine gebiegene Ehrenhaftigkeit sucht eine Stütze. Er glaubt, daß jede Aufopferung, jede Größe, die sich nicht auf das Wahre gründet, der menschlichen Freiheit unwürdig sind. Diese Freiheit ist ihm theuer.

Ein armer, demüthiger, gläubiger, fast fanatischer Mönch kommt nach Rom. Der äußere Pomp der Kirchen der christlichen Hauptstadt, dieser poetische Glanz, die Wollust, die sich in die katholische Theorie und Praxis eingeschlichen hatte, machen einen wunderbaren Eindruck auf diesen einfachen Mann, auf dieses Deutsche Herz, das allen Eindrücken geöffnet ist, das aber wissen will, ehe es glaubt, das seine Liebe prüfen will, das das Prinzip der Prüfung und Empörung in sich trägt.

Also die blinde Aufrichtigkeit ist der Süden, die prüfende, die sich nicht verblenden läßt, die auf den Grund der Dinge geht, der Norden.

Diese Grundverschiedenheit durchzieht nicht nur das Leben der Völker, reflektirt sich nicht nur in den literarischen Werken, sondern tritt auch in den Sprachen hervor. Unsere Vertu, Virtus, die männliche Energie, ist nicht die Tugend, Taugend, Doingness der Germanen. Unser Mercredi ist für die Engländer der Dinstag, Wednesday.

Welches ist nun in der modernen Zeit die Epoche, wo dieser Geist mit der größten Energie hervorgebrochen ist? Welches ist der Kontrapunkt seiner Wirksamkeit? das 16te Jahrhundert. In diesem erwacht der empörte Geist der Prüfung. Deutschland giebt den Anstoß; Deutschland erschüttert die Welt durch eine geistige Empörung gegen die katholische Macht und die Macht des Südens; denn es war weniger der Papst selbst als der Inhalt des südlichen Gedankens, weniger der Katholizismus als das politische Uebergewicht und die fiskalische Ansprüche des Südens, was diese Empörung herbeiführte.

Fragen wir dagegen, in welcher Zeit, nicht der politischen, sondern der intellektuellen Geist des Nordens, nicht der thatkräftige, sondern der literarische am glänzendsten hervortritt, so werden wir auf England im 16ten Jahrhundert gewiesen. Das ehemals katholische, fröhliche und muntere England bedeckte sich plötzlich mit einem Trauerschleier, wurde unter der Regierung der Elisabeth so melancholisch, so besonnen, so literarisch und träumerisch, als es in den ersten Jahren des 16ten Jahrhunderts leichtfertig und unwissend gewesen war. Der lange unterdrückte nordische Gedanke, den Luther geweckt hatte, ergreift es, beherrscht es, befruchtet es.

Wenn wir uns in diesen Kontrapunkt stellen, so werden wir in das innerste und geheimste Wesen des Englischen Geistes eindringen, so werden wir ihn in Shakspeare, seinem höchsten Gipfelpunkte, seinem vollendeten Symbole sich offenbaren sehen; sodann kommt die philosophische Entwicklung in dem System des Kanzlers Baco. Diese beiden Männer sind die Culminationspunkte des literarischen Geistes des Nordens in dieser Zeit, während Luther den revolutionären Geist repräsentirt.

Der Süden und seine Männer lehnen sich gegen das Böse, gegen das Leiden, gegen die Unvollständigkeit unseres Schicksals auf; sie schließen die Augen, fluchen oder schlafen ein. Der Norden prüft seine Schmerzen, höhlt sie aus, versenkt sich in sie, aber widersteht ihnen, wenn er auch leidet. Dieses ist seine Macht. Wir haben in Dante das Symbol des Südens gesehen. Ihm gegenüber erhebt sich Shakspeare. Beide haben während ihres Lebens gelitten; beide haben die lebendigste Einwirkung auf die Geister geübt. Beide sind Helden gewesen, aber Dante's Heldenkraft ist besiegt worden, während die Shakspeare's den Sieg behauptet hat. Dante's Klüche haben das Schicksal nicht bezwungen. Shakspeare's ruhige Resignation hat über das Schicksal und den Menschen triumphirt. Sein strahlendes und unparteiisches Licht hat heller geleuchtet als die verzehrende Flamme des großen Italiäners. Er hat in Zorn

und ohnmächtiger Wuth gelebt und ist im Schmerz und in der Verbannung gestorben. Noch liest man auf seinem Grabmale: „Hic claudor Dantes, patrius extorris ab oris.“ Sein großes Gedicht athmet die Wuth getäufchter Liebe, schrecklichen und unverföhlischen Groll, zermalnten, aber höhnenenden Heroismus. Man muß ihn bewundern und beweinen, aber er hat nicht gesiegt. Shakespeare hat die Menschen redlich zu begreifen und zu deuten gesucht. Er hat mehr der Einsicht als dem Zorne vertraut, er hat eine vorgeschrittenere Zeit beherrscht und beherrscht uns noch. Er trug vielleicht noch größere Leiden, und die weniger durch den Ruhm, durch edle Freundschaften und allgemeine Anerkennung seines Verdienstes verflücht wurden, und dennoch hat er sich zum Sieger über seine Zeit und die Nachwelt erhoben. Als er zur Reise gelangt war, ließ er seine unsterblichen Werke zurück, an die er kaum zu denken schien, vermachte er den Menschen einen Namen, nach dem er nichts zu fragen schien, zog sich in seine Geburtsstadt zurück und lebte hier ruhig, wenn auch nicht glücklich. Welche Größe und Einfachheit der Seele. Er hat nicht, wie Jean Jacques, der ganzen Welt die blutenden Wunden seines inneren Menschen aufgedeckt, er hat nicht mit seinem tiefen Schmerze kokettirt. Er kannte die Menschen zu gut, um nach ihrem Mitleiden zu verlangen. Das ist der Heroismus des literarischen Lebens, und wenn man dieses Leben des Kampfes zu seinen gedankenvollen Schöpfungen, so wie die Resignation seiner äußeren Haltung zu seiner außerordentlichen Leichtigkeit der Beobachtung, hinzurechnet, so wird man wohl kein höheres Muster des nordischen Muthes und seiner besonderen Wirksamkeit, sowohl im Reiche der Ideen als in dem der Thaten, finden können.

Diese tiefe Traurigkeit, in welcher er gelebt und die er getragen hat, ohne ihr zu unterliegen, wird durch seine Sonnette bezeugt. Diese enthalten die tiefsten Offenbarungen seines Innern. Sie sind ein reizender Versuch, die träumerische Metaphysik des Nordens und die schmerzlichen Prüfungen der Seele in die südliche und Italiänische Form zu gießen. Shakespeare war auch stolz, aber er besaß den bescheidenen und sanften Stolz, welcher der Welt nicht bedarf, der in sich selbst niedersteigt, sich beurtheilt und sich abschätzt. „Ich bin, der ich bin, sagt er, I am that I am, und wer meine Fehler zählt, offenbart seine eigene Schwäche.“ Man glaube auch nicht, daß Shakespeare den Vorgängen seiner Zeit fremd blieb, daß er, wie Rousseau, der den Mißbrauch des südlichen Geistes, seine Wuth und seine Krankheit repräsentirt, in Unkenntniß der sozialen Verhältnisse gelebt habe. Er sah Alles, studirte Alles und blieb fest in seinem Muth, unerschütterlich in seiner Beobachtung.

Dies ist der eigenthümliche Geist Shakespeares, dieses Symbols und Königs des Nordischen Geistes. Er besteht in der schonungslosen Prüfung der Dinge dieser Welt und dem Vorgange der Seele, in der ironischen, skeptischen, verzweiflungsvollen Prüfung, die manche Geister aushöhlt, reichbegabte aber zur Resignation in das Schicksal und durch diese zum Kampfe und zum Triumphe führt. Anderen, wie z. B. dem Kanzler Baco, ist es gelungen, diese Nothwendigkeit der Prüfung in ein System zu bringen, aber ihr wirkliches Leben zeigt nur Schwäche und Unsicherheit.

Das 16. Jahrhundert ist das Jahrhundert des Triumphes des Nordens; es ist das Vorbild der Revolutionen von 1640 und 1688, so wie der Französischen Revolutionen. Im Anfange dieser Epoche zeigt sich uns Italien, welches an seiner Bildung zu Grunde geht, das aber die Schätze seiner Liebe und die Strahlen seines Lichts über das dunkle und unbewegliche England ausgießt und die cymmerische Finsterniß verscheucht; sodann kommt der religiöse, politische und gelehrte Einfluß Deutschlands, dessen Träger vorzüglich Erasmus ist, und der jenen Geist der Prüfung weckt, welcher in Shakespeare und Baco seinen Culminationspunkt erreicht.

Der Französische Gesichtspunkt ist vielleicht der geeignetste zur Betrachtung dieser Epoche. Frankreich, das nicht von der Römischen Disziplin losgelöst ist, die das Wesen seines Lebens und seines Charakters bildet, das aber danach strebt, sich die feinen Ideen und die ausdauernde Unabhängigkeit der Völker des Nordens anzueignen, Frankreich, welches den nördlichen und südlichen Geist in sich vereinigt, hat vielleicht das Recht, noch einmal in die Mitte der vergangenen und zukünftigen Bildungen hinzutreten. Das schöne Gebiet des nordischen Gedankens ist ein fruchtbares und ausgedehntes Feld, vielleicht das fruchtbarste, denn die Völker des Südens, die den Zug der Civilisation eröffnet haben, die die Liebe und die Poesie geschaffen haben, scheinen die Nothwendigkeit der Ruhe zu fühlen und werden aus ihrem Schlummer kaum noch durch das Triumphgeschrei des Nordens geweckt.

Philarete Chables.

## Türkei.

### Die Franken in Smyrna. \*)

#### I. Nationalitäten, Konsuln und Aerzte.

In Smyrna giebt es zwar Familien, welche vor noch nicht langer Zeit aus England, Frankreich, Italien, Nord-Amerika eingewandert sind; diese bilden jedoch nur die Minderzahl der Franken — die Mehrzahl besteht aus solchen, die dort geboren worden, und aus Leuten, deren Väter und Großväter schon Eingeborene gewesen sind. Von Letzteren kann man nicht mit Bestimmtheit sagen, welchem Volke sie ursprünglich angehören, nachdem der Französische Ahn die Griechische Großmutter — deren Tochter einen Italiäner,

während der Sohn eine Engländerin — die Enkel endlich Armenierinnen, Perotinnen und die Enkelinnen theils Amerikaner, theils Oesterreichische Slawen geheiratet haben — woraus denn, begreiflicherweise, mit der Zeit eine Mischlings-Musterkarte aller Stämme und aller Glaubenslehren hervorgegangen: die Franko-Smyrnioten in Smyrna, wie die Franko-Peroten in Pera. Dennoch sondern sich diese Smyrnioten nationenweise ab, je nachdem sie an das eine oder andere Konsulat sich halten, zu dessen Unterthanen sie sich zählen. Die Griechen von den Inseln, sowohl Griechisch-morgenländischen als Römisch-katholischen Glaubens, reihen sich ebenfalls zur Unterthanenschaft der einen oder der anderen Macht, und außer diesen noch viele eingeborene Smyrner, Armenier, Griechen, sammt etlichen Juden, Einwanderern aus Spanien und Landstreichern, aus aller Herren Länder zusammengelaufen — Alles wird hier zum Franken, zum „Europäer“.

Der Kleidung nach erscheinen die Smyrnioten auch wirklich fast Europäisch, d. h. immer mit mannigfachen Unterscheidungen, je nach dem herrschenden Geschmack und den Gewohnheiten der Landschaft, zu welcher eben ein Jeder sich rechnet. Etliche tragen das Türkische Fes, die Meisten jedoch Matrosenhüte. Im Sommer sind, anstatt der Ueber- und Leibbröcke, Jacken allgemein im Gebrauch — besonders zur Pestzeit, weil die langen Schöße mehr der Gefahr aussetzen, auf der Straße unversehens an irgend einen Vorübergehenden anzustreifen. Auch die Frauen tragen sich größtentheils Europäisch, nach alten Pariser Mode-Journalen, doch ebenfalls mit allerhand Variationen. Allgemein z. B. findet man ein großmächtiges Barett von Gaze oder (im Winter) von Sammet, ziemlich eine Elle im Durchmesser, ungestalt und bei starkem Winde höchst unbequem. Manche Frauen tragen im Halbpuze (Negligée?) — ähnlich den Griechinnen — schief aufgesetzt, ein kleines rothes Fes, oben goldgestickt, mit einer sehr langen seidnen, bisweilen auch goldenen Troddel, welche bis auf die Schulter herabhängt; das Fes selbst wird um den Zopf gewunden. Etliche tragen sich ganz Griechisch, wogegen manche Griechinnen und Armenierinnen in Europäischer Tracht gehen. Modewaaren-Händlerinnen und Stickerinnen giebt es in Smyrna nicht: alle, selbst die ersten Mode-Damen, arbeiten selber ihren Fuß, mit Hülfe ihrer Dienerinnen; doch verschreiben sie sich zuweilen fertigen Fuß, als Kleider, Hüte u. d. m., aus Marfelle.

Fast jede Europäische Sprache findet unter den Franko-Smyrnioten ihren Mann: Einige sprechen Englisch, Andere Griechisch oder Holländisch, sehr Viele Französisch; Alle verstehen überdies Italiänisch und Etliche, mehr oder weniger, auch Türkisch. Das Deutsche findet nur unter den wenigen Deutschen Anwendung. — Auch für jedes christliche Glaubensbekenntniß ließe sich in Smyrna wohl mindestens ein Befenner aufreiben; unter den Matrosen stößt man selbst auf Sektirer der Russischen Kirche (Philipponen etc.), ja sogar Saint-Simonisten gab es früher hier, die sich indes nachher auf Aegypten geworfen haben.

In Konsulaten giebt es in Smyrna folgende zwölf: das Englische, das Französische, das Oesterreichische, das Russische, das Holländische, das Nord-Amerikanische, das Sardinische, das Dänische, das Preussische, das Schwedische, das Spanische und das Griechische oder, wie die Griechen dieses bezeichnen: das Hellenische. — Das Preussische, Dänische und Schwedische haben jedoch weder eine Kanzlei, noch überhaupt zu ihnen gehörige Unterthanen am Orte; die Kanzlei fehlt auch dem Spanischen, unter dessen Obhut zwei Dritttheile der dortigen Judenschaft stehen. Von den übrigen zählen das Englische, Französische und Oesterreichische die meisten Angehörigen. Unter den Russischen Unterthanen befindet sich ein Kaufmann erster Gilde aus Odessa. — Die General-Konsuln von Russland, Frankreich, England, Oesterreich und Sardinien bieten die Besonderheit, daß sie Beamte ihrer auswärtigen Ministerien sind, während jeder der übrigen Konsuln (mit Ausnahme des Griechischen, dessen Stand mir unbekannt) Kaufmann und der Holländische dabei auch noch Banquier ist. Nicht selten trifft es sich nun, daß ein Kaufmann, z. B. Marco Crac et Co., bei dem Consul Chevalier Crac eine Eingabe einreicht und dieser in aller Form einen Bescheid erteilt. Dann ist es für den Fremden freilich spaßhaft genug, zu erfahren, daß Marco Crac, der Antragsteller, und Chevalier Crac, der Resolvent — zufällig eine und dieselbe Person sind. Hast Du ferner mit dem Kaufmann Crac Geschäfte, so geh' ins Comtoir, und Du wirst vom Prinzipal in der Jacke hinter dem Bureau empfangen werden; willst Du aber vom Consul Crac Etwas, so läßt man Dich in der Kanzlei oder im Kabinet vor — und schwerlich erkennst Du im Empfang des Herrn Consul den dienstfertigen aller Merkurs-Jünger wieder, sondern findest lediglich den wohlbestallten sehr gestrengen Herrn Regierungs-Repräsentanten. Die General-Konsuln genießen eines ganz besonderen Ansehens vor den anderen und führen den Vorsitz in den allgemeinen Konsular-Versammlungen, welche zuweilen, bei schwierigen, alle Europäer betreffenden Umständen, wie z. B. beim Erscheinen der Pest oder bei Volks-Aufständen, abgehalten werden. Nur findet sich dabei eine Schwierigkeit, um deren willen solche Versammlungen seltener als billig vorkommen: der Ältere nämlich soll seinen Platz über dem Jüngeren haben — von jeder der wichtige Grund vieler Zwistigkeiten und Mißstimmungen. — Secretairs pflegen die Konsuln selten zu haben, öfter Kanzlei-Inspektoren oder sogenannte „Kanzler“, bisweilen aus der Zahl der etatsmäßigen Beamten, häufiger jedoch aus den von Europa herübergekommenen Advokaten. Die Prozesse werden nach dem Code Napoleon entschieden. Der Kanzler ist für seine Nation immer sehr wichtig, nicht selten viel wichtiger als der Consul selbst, sofern dieser nicht in alle Geheimnisse der Gesetze und Verordnungen eingeweiht; und Jedermann sucht daher besonders mit dem Kanzler zu stimmen, weshalb dieser Posten, begreif-

\*) Aus dem Russischen Werke: „Das heutige Kleinasien und seine Bewohner“. S. Magazin 1841, Nr. 73.

licher Weise, sehr einträglich zu seyn pflegt. — Beim Russischen und beim Französischen Konsulat fungiren jetzt Europäische Dragomane, bei den Anderen bekleiden diese Stellen lauter Türkische Unterthanen von jedweden Stamme (am zahlreichsten vom Armenischen) und bekommen aus den Konsulats-Einkünften ihr Gehalt. Von der Persönlichkeit des Dragomans, seinem guten Willen und dem Ansehen, welches er beim Russen genießt, ist sehr Vieles abhängig, zuweilen der ganze Verlust oder Gewinn einer Streitsache um bedeutende Summen zwischen einem Fränkischen und einem Türkischen Unterthan — so daß die Dragomane Gelegenheit genug haben, sich zu bereichern; und solche, die dergleichen ungenüzt ließen, sind gewaltig rar oder, geradeheraus gesagt, lediglich Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Außerdem giebt es in den Konsulats-Kanzleien noch Schreiber, gewöhnlich lauter Lohnschreiber. Diejenigen Konsule, welche weder Kanzleien, noch überhaupt Untergebene haben, beziehen mehrentheils auch kein Gehalt, sondern dienen rein ehrenhalber, oder um der Vorrechte willen, welche das Amt für ihre Privat-Handelsgeschäfte mit sich bringt. Die Dienstgeschäfte bestehen im Visiren der Pässe und, wenn im Hafen ein Schiff ihrer Nation einläuft, im Empfang der Reisenden und in der Musterung ihres Aussehens. Einige melden überdies ihren Regierungen die bemerkenswerthesten Vorgänge und die politischen Schwägerien von Smyrna.

Ärzte sorgen ein Paar Mandel — wenn nicht mehr — für die Gesundheit (oder eigentlich für die Krankheit) der Smyrnioten — Europäer sowohl, als Türkische Unterthanen: Griechen, Armenier, Juden. Einige derselben haben auch Türken zu bedienen, obgleich Letztere noch nicht durchgängig es über sich gewinnen, in Krankheitsfällen, mit Vorbeziehung ihrer Derwische, Medikasier und alten Weiber, bei Kranken Hülfe zu suchen. Was aber diese Smyrner „Doktoren“ eigentlich sind, ist im Allgemeinen schwer zu sagen: Einer hat an irgend einer hochberühmten Hochschule irgend einmal irgend Etwas gelesen und dabei unstreitig selber das Meiste gelernt; dann hat er erst in Europa praktizirt, und endlich ist er, Gott weiß, durch welchen Zufall, nach Anatolien gerathen. Ein Anderer ist einer Italiänischen Universität durch die medizinische Schule gelaufen und hat dann, weil er kein Examen bestanden, ohne Diplom und Patent aber in Europa keine Anstellung finden konnte, sich aufgemacht, seine Lernjahre in Smyrna praktisch zu ergänzen. Ein Dritter ist Feldscheerer bei irgend einer Armee, in einem Lazareth, oder zu Schiffe gewesen und in Smyrna zurückgeblieben, um sein Leben bei hiesiger Praxis in Nichtsthun und Ueberflusse hinzubringen. Ein Vierter ist ein geborenes Stadtkind, hat sich zwei Jahre lang irgendwo in Italien umhergetrieben, und anstatt des verdorbenen Ladendieners kehrte ein Medikus zurück (von welchem Schlage, daß weiß nur er allein zu bekunden; denn wenn man ihn nach seiner Befugniß zum Praktisiren fragt, so hat solche Niemand). Ein Fünfter, ein Deutscher, gelehrt, aber ganz außerordentlich gelehrt, mit nagelneuen Theorien im Haupte und heißem Durste nach Entdeckungen für die Wissenschaft im Herzen, hat das glückliche Smyrna erkoren, um sich häuslich niederzulassen und seine Experimente anzustellen, unbarmherzig nicht minder, als zugleich unverantwortlich. — Jeder dieser Herren Doktoren hat seine eigene Apotheke: bald einen großen Laden mit eigenen Commis, „Apothekern“ — bald ein kleines Schränkchen voll Gläser und Krufen. Dabei ist erstens ein Vortheil: der Erlös aus den Arzneien, und zweitens kann wenigstens Jeder wissen, was er dem Kranken giebt; denn schickt man ein Rezept zu einem Apotheker-Nicht-Doktor, so kann man sich niemals auf die richtige Ausführung des Vorgeschiedenen verlassen. (Eine Aufsicht über die Verkäufer besteht weder in Betreff der Waaren-Preise, noch ihrer Beschaffenheit.) Solcher giebt es in der Stadt, glaub' ich, zwei; auf dem Lande hingegen bildet sich der Schlag von soi-disant-Ärzten in großer Mehrzahl aus allerhand Bierherverfchlagenen, deren Kenntnisse aufs mannigfaltigste von einander abgestuft sind; denn während, nach Analogie ihrer graduirten Herren Kollegen, Eilige unter ihnen früher einmal irgend Etwas studirt und dann, je nach dem Laufe der Umstände, in einer Stadt oder in einem Flecken des Landes sich habilitirt haben, sind Andere, und zwar die Meisten, reine Usurpatoren: Der schiffbrüchige Krämer, der Taugenichts ohne Stelle und Arbeitstriebe, der weggejagte Apothekerburche — kurz, wem es eben einfällt, kauft sich irgend ein medizinisches Buch, einen „Hausarzt“ oder „Rathgeber zu Fertigung von Arzneien ohne ärztliche Hülfe“ und geht nun flugs und fröhlich daran, die Türken im Innern ihres Landes und Leibes zu kuriren. Je unverschämter und marktshreierischer Einer, je mehr er versteht, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, desto glücklicher geht sein Geschäft. Trefflich kommt solchen Herren der Türken-Glaube an Vorherbestimmung zu Statten, denn, stirbt Patient, so war das eben vorherbestimmt — wird er aber wieder gesund, so wird der Arzt schier zum Wunderthäter, der selbst des Schicksals Schlüsse wandelt. Das Allerweltsmittel sind Pillen, deren Bereitung zwar Niemand zuverlässig anzugeben weiß, die indes, ihrem Geschmache nach, zum Haupt-, wenn nicht gar einzigen, Bestandtheile Brod haben. Als Zugabe reicht man den Kranken meist ein Brechmittel: Chinin (gewöhnlich halb und halb mit Magnesia oder pulverisirtem Alabaster gemischt) und Alles, was der Arzt irgend aufstreiben kann, wenn's nur einigermaßen wie Arznei ausseht. Der Erwähnung verdient hierbei wohl auch das, daß mancher Quacksalber-Autodidakt, hat er sein Wesen nur lange genug treiben können, d. h. wenn er erst etlichen Hunderten (nach Gelegenheit auch wohl Tausenden) damit auf immer und ewig geholfen — wirklich eine große Kurirfertigkeit für die alltäglichen klimatischen Krankheiten, wie z. B. das heiße, das kalte Wechsel- und das Faul-

sieber, erlangt. So befindet sich in Attika ein dergleichen Praktikus, welcher durch seine Kunststücke ordentlich berühmt geworden. Ursprünglich ein Donischer Kosak, als Burche mit Suworow nach Italien gekommen, dann in die Gefangenschaft der Algerer gerathen, nach Indien verkauft, plötzlich aber in Arabien und endlich in Anatolien aufgetaucht — Tänzer, Barbier, Straßenräuber gewesen und seit zwanzig Jahren ein wohlconditionirter „Herr Medikus“ — hat der Kosak doch, trotz all' seinen Wanderzügen, weder von seiner Mütter Glauben, noch von seines Vaterlandes Sprache gelassen. . . . Die Türken des Mittel- und noch mehr die des höchsten Standes sind sehr leicht zu kuriren, vermöge ihrer Ansicht nämlich, daß auch dem Gesunden Arznei nur dienlich seyn könne. Dabei haben sie vorzugsweise gern aufsteigernde (anregende?) Mittelchen, deren Zubereitung denn auch gewöhnlich jedem Arzte besonders geläufig und zehnmal einträglicher seyn soll, als die vollständigste Kur irgend einer wirklichen Krankheit. — Auch zu den Frauen werden die Ärzte gerufen, doch gestattet der strenggläubige Muselman die Befichtigung der Zunge nur durch irgend ein eigenes, hierzu in den Schleier geschnittenes Loch, die Untersuchung des Pulses nur durch irgend eine Umhüllung hindurch. — Viele indes halten schon nicht mehr auf dergleichen, sondern lassen ihre Frauen unverschleiert sehen und sprechen, so weit dies erforderlich. — Bisweilen erscheint in Anatolien auch ein weiblicher Arzt, der ausschließlich auf Frauenkuren reist. Eine solche Ärztin, aus Ungarn gebürtig, erlangte in den legerverlorenen Jahren zu Amasia, Tokat und an mehreren anderen Orten durch ihre Geschicklichkeit und ihr ungewöhnliches Glück einen weit verbreiteten Ruf. In dem Zeitraume von funfzehn Jahren hatte dieselbe den ganzen Osten bis Indien und China bereist. — Im Jahre 1833 hatte sich in Smyrna, auf den Vorschlag mehrerer Ärzte, besonders des am Oesterreichischen Marine-Hospital angestellten, eines gewissenhaften Deutschen, eine „Medizinische gelehrte Gesellschaft“, zu Frommen und Erweiterung „der Wissenschaft“, gebildet. In den ersten Sitzungen beschloß man: das Honorar für die Visiten festzusetzen; keinen Kranken zu besuchen, zu welchem schon ein anderer Arzt gerufen worden; bei den Konsulaten das Recht auszuwirken, neu-angekommene Ärzte aufzunehmen oder zurückzuweisen — und ähnliche für die Wissenschaft hochwichtige Grundsätze. Hiermit hatten aber zugleich die Sitzungen ihre Endschafft erreicht, als ein reiner Zeitverlust, da man seine Stunden allerdings viel nützlicher verwenden konnte als zu solchen Consultationen, die ja Niemand honorirte.

### Mannigfaltiges.

— Gedichte des Herzogs Karl von Orleans. Karl von Orleans, Neffe Karl's VI. und Vater Ludwig's XII. von Frankreich, gehört zu den besten Französischen Dichtern des 15ten Jahrhunderts, doch waren seine Poesien bisher im Staube der Bibliotheken vergraben, von wo sie kürzlich gleichzeitig von zwei Bibliotheks-Beamten, den Herren J. M. Guichard und Champollion-Figeac, hervorgeholt und in zwei verschiedenen Editionen mit Einleitungen und Noten herausgegeben worden. \*) Es hat dieses Zusammentreffen der beiden Ausgaben zu einem Konflikt über die rechtliche Befugniß, dergleichen unedirte in öffentlichen Bibliotheken befindliche Handschriften zu publiziren, Anlaß gegeben, und das Französische Ministerium hat bei dieser Gelegenheit entschieden, daß die bloße Priorität der Absicht, ein solches Manuscript herauszugeben, keinesweges auch ein ausschließliches Recht auf die Benutzung desselben verleibe; was indessen nicht verhindert hat, daß die beiden Gelehrten in besonderen Anhängen zu ihren konkurirenden Arbeiten Einer den Anderen unbefugter Eingriffe in ihre Rechte anklagen. Ob die Arbeiten selbst unter dieser Konkurrenz gewonnen haben, wird von Sachkundigen bezweifelt, da sie vielmehr beide manches Zeichen der Eilfertigkeit an sich tragen, was bei einem Dichter, den man nach vier Jahrhunderten zum erstenmale wieder kennen lernt, gewiß sehr zu bedauern ist. Eines der anmutigsten Gedichte des übrigens seiner bewegten kriegerischen Zeit (es war das Jahrhundert der Jungfrau von Orleans und Ludwig's XI.) ganz fernstehenden fürstlichen Dichters ist das nachfolgende Rondelet an seine Schöne:

De votre beauté regarder,  
Ma très-belle, gente maitresse,  
Ce m'est certes tant de lysse \*\*)  
Que ne le sauriez penser.

Je ne m'en pourroye lasser;  
Car j'oublie toute tristesse,  
De votre beauté regarder,  
Ma très-belle gente maitresse.

Mais pour mesdisans destourber  
De parler sur vostre jeunesse,  
Il faut que souvent m'en délaïsse,  
Combien que je m'en puis garder,  
De votre beauté regarder.

\*) Poésies de Charles d'Orléans, publiées avec l'autorisation du Ministre de l'instruction publique, d'après les manuscrits des Bibliothèques du Roi et de l'arsenal, par J. Marie Guichard. — Paris 1842.

Poésies de Charles d'Orléans, publiées sur le manuscrit original de la Bibliothèque de Grénoble conféré avec ceux de Paris et de Londres etc. par Aimé Champollion-Figeac. — Paris 1842.

\*\*) Altes Wort für Jole, Freude.